

Toleranz in der Gemeinde

Dr. Rolf Sons, Studienleiter im Albrecht-Bengel-Haus

Das Wort Toleranz kommt von dem lateinischen „tolerare“ und bedeutet erstens „ertragen“ und zweitens „erdulden“. Ein toleranter Mensch ist demzufolge einer, der in schwierigen Verhältnissen ausharrt oder auch widrige Umstände erträgt. Dies ist die ursprüngliche Bedeutung. Landläufig verstehen wir jedoch unter Toleranz etwas anderes, nämlich die Duldung von abweichenden Überzeugungen, Meinungen oder Lebensanschauungen. Toleranz in diesem Horizont meint, dass einer seine eigene Überzeugung nicht absolut setzt, sondern daneben andere genauso und gleichwertig gelten lässt. Ein toleranter Mensch wird demzufolge seine eigene Meinung relativieren. Er gesteht der anderen auch ein gewisses Recht oder einen mehr oder weniger großen Wahrheitsgehalt zu.

Was bedeutet auf diesem Hintergrund Toleranz im Leben unserer Kirchengemeinden? Wo ist Toleranz geboten und wo nicht? Wie weit muss die Toleranz gehen? Diesen Fragen wollen wir im Folgenden nachgehen.

Toleranz im Zweitrangigen

Kleider machen bekanntlich Leute und so stellt ein Gemeindepfarrer seinem Kirchengemeinderat den Antrag, im Gottesdienst einen weißen Talar mit einer Stola anstatt eines schwarzen Talars zu tragen. Er begründet sein Ansinnen auch ausführlich. Weiß sei doch die Christusfarbe sowie die Farbe der Ewigkeit. Außerdem sei weiß freundlicher als das triste schwarz. Die Stolen in den Farben rot, grün, violett und weiß würden zudem das Kirchenjahr stärker betonen. Sie brächten auch einen zusätzlichen Farbtupfer in die sonst so farblosen evangelischen Gottesdienste ein. Der Kirchengemeinderat, um es vorneweg zu sagen, stimmt dem Antrag seines Pfarrers zu. Manchen unter ihnen gefällt zwar schwarz besser. Andere aber sind neugierig, wie sich ihr Pfarrer in seinen neuen Kleidern macht. Einer bringt schließlich die Diskussion auf den Punkt, indem er feststellt: „Hauptsache die Verkündigung ist biblisch klar. Dann können sie anziehen was sie wollen, Herr Pfarrer“ - Der Kirchengemeinderat hat tolerant und zugleich sehr weise entschieden. Denn solange man weiß, worauf es in der Kirche ankommt, weiß man auch zu unterscheiden. Nämlich zu unterscheiden, was wichtig und von zentraler Bedeutung ist und was eben nebensächlich ist. Kleiderfragen aber gehören in den Bereich der Ästhetik. Sie haben für uns Evangelische eine untergeordnete Bedeutung. Auch Luther hatte dieses erkannt, als er dem evangelischen Verkündiger Georg Buchholzer, der sich an den kirchlichen Kleidervorschriften seines Landesherrn aufhielt, auf ironische Weise folgendes rät: Wenn man ihn das Evangelium Christi lauter, klar und rein verkündigen lasse, so könne er gerne mit Chorkappe und Chorrock, wenn es sein müsse auch mit drei übereinander geworfenen Röcken den Gottesdienst halten. Er, Luther, habe nichts dagegen. „Denn solche Stücke... geben oder nehmen dem Evangelium gar nichts“¹ Luther konnte in diesen Fragen tolerant sein, weil er unterscheiden konnte. Geht es doch um Äußerlichkeiten, welche nicht den Kern der Sache betreffen. Es handelt sich um Geschmacksfragen. Diese aber besitzen für das Heil des Menschen keine Bedeutung. In Fragen der Ästhetik können

wir gut und gerne tolerant sein. Wie die Tischdekoration beim Gemeindenachmittag aussieht und welches Menü beim Mitarbeiterempfang aufgeföhren wird, ist zwar ernsthaft zu bedenken. Doch sind die Geschmäcker bekanntermaßen unterschiedlich. Hier braucht man ein weites Herz.

Toleranz im Umgang miteinander

Wenn wir in unserem Gemeindealltag tolerant sein wollen, brauchen wir einen klaren Standpunkt, eine feste Mitte, von der wir ausgehen. Ansonsten kann Toleranz leicht mit Beliebigkeit verwechselt werden. Diese Mitte aber ist Jesus Christus. Weil Jesus geduldig mit uns ist, können wir es lernen, miteinander geduldig zu sein. Weil Jesus uns annimmt, wie wir sind, können wir einander annehmen.

Ich will es im Bild eines Zirkels veranschaulichen. Sticht man einen Zirkel auf einem Blatt Papier ein, so hat er eine feste Mitte, die ihm einen weiten Radius erlaubt. Auch im Blick auf die Toleranz gilt das. Wo die Mitte unseres Lebens Jesus Christus ist, können wir tolerant sein. Der Radius wird weit.

In Kirchengemeinderatssitzungen kann man das erleben. Bei einer klaren Hinordnung auf Jesus erweisen sich manche Fragen als gar nicht mehr so zentral. Sie treten in den Hintergrund und man kann sie in einer sehr „toleranten“ Weise entscheiden. In Mitarbeiterbesprechungen kann man das beobachten. Wo das gemeinsame Ziel vor Augen steht, kann man „tolerant“ sein und anderen den Vortritt lassen. In der Art der Auseinandersetzung und im Stil des Gespröches ist dies zu beobachten. Wo Jesus die Mitte ist, gehen Leute anders miteinander, „toleranter“ um.

Sie schlagen sich nicht die Wahrheit um die Ohren, sondern sind hörbereit und achten einander als Brüder und Schwestern. Auch im missionarischen Gespräch wird dies spürbar. Da muss sich keiner für die Wahrheit Gottes verkämpfen. Denn er weiß, dass diese Wahrheit ihn hält und er sie nicht mit Druck durchsetzen braucht.

Diese Atmosphäre der Freiheit und der „Toleranz“ kann man jedoch nicht künstlich erzeugen. Sie ist Geschenk des Heiligen Geistes. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2Kor. 3/17). Toleranz braucht also eine Mitte, von der aus sie Gestalt gewinnt.

Toleranz gegenüber anderen Auffassungen

Die Gemeinde Jesu, zumal die Volkskirche, ist kein monolithischer Block. Sie ist vielmehr vielgestaltig und vielfältig. Gott sei Dank ist das so. Es gehört zur Vielfalt des Schöpfers und zum Reichtum der Gaben des Geistes, dass es unterschiedliche Gemeinden mit verschiedenen Prägungen und Schwerpunkten gibt. Auch innerhalb der einzelnen Gemeinden finden sich nicht nur unterschiedliche Charaktere und Begabungen, sondern auch unterschiedliche Überzeugungen: pietistisch, liberal, charismatisch usw.

Die Frage ist nur, wie gehen wir mit dieser Verschiedenheit um? Das Neue Testament gibt uns diesbezüglich eine klare Vorgabe: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob“ (Rö. 15, 7).

Annehmen heißt nun aber nicht, alles ist gleich nach dem Motto „piep, piep, piep, wir haben uns alle lieb“. Das wäre oberflächlich. Annehmen heißt vielmehr, den anderen um Christi willen achten und lieben. Ich achte den anderen als Bruder und Christ. Dies bedeutet noch lange nicht, dass ich alle Ansichten mit ihm teile. Aber ich nehme ihn in seinem Glauben ernst. Er ist es mir wert, dass ich mich mit ihm zusammensetze, auseinandersetze und auf ihn höre.

Es ist so einfach, sofort auseinander zu gehen, wenn man sich nicht sogleich auf einer Linie befindet. Es ist so einfach, sich aus dem Wege zu gehen, wenn man unterschiedlicher Auffassung ist. Gemeinde Jesu aber will gelebt sein, auch in Konflikten und in hartem Ringen um Wahrheit und Liebe.

Ein solches sich Annehmen fördert die Einheit des Leibes Jesu. Sie kann sich in Sätzen niederschlagen wie: "Wir halten aneinander fest und geben uns nicht auf, weil Jesus unsere Mitte ist." Oder: „Wir lassen keine Spaltung in unserer Gemeinde zu, weil wir durch Jesus ein Leib sind."

Die Grenzen der Toleranz

Trotz der Annahme auf der persönlichen Ebene, kann es auch zu harten Auseinandersetzungen um Glaubensüberzeugungen kommen. Nicht selten bedeuten solche Auseinandersetzungen eine ernsthafte Probe für die Einheit der Gemeinde und die gemeinsame Basis des Glaubens. In der Regel gehen solche Konflikte mit langen, schwierigen und auch hart geführten Diskussionen einher. Verletzungen können zurückbleiben, Enttäuschungen und Bitterkeit. Auch hier wird Vergebung und immer wieder neues Aufeinanderzugehen gefragt sein.

Dennoch ist es um der Wahrheit des Evangeliums willen geboten, Entscheidungen zu treffen. Wo die Gemeinde Jesu das Ringen um die Wahrheit aufgegeben hat, hat sie den Kampf schon verloren. Als Stadt auf dem Berge ist sie nicht mehr erkennbar. Insbesondere im Kirchengemeinderat als dem entscheidenden Leitungsgremium einer Kirchengemeinde gilt es, den Kampf um die Wahrheit und die Grenzen der Toleranz zu führen. Jeder Kirchengemeinderat und jeder Pfarrer oder Pfarrerin ist durch sein und ihr Versprechen auf diese Aufgabe verpflichtet. Dies bedeutet theologische Arbeit, Gebet und immer wieder die Frage: „Herr; was willst du, dass wir tun sollen?"

Sich daran zu orientieren, was gerade im Trend der Zeit liegt, greift meistens zu kurz. Einige Beispiele hierfür:

a) Sünde nicht segnen: dies betrifft vor allem die Frage nach den Lebensformen. Gott hat uns in seinem Wort die Ehe als einzige, exklusive und verbindliche Lebensform vorgestellt. Daran muss die Kirche sich orientieren.

b) Jesus ist die Wahrheit (Joh. 14, 6). Auch wenn es modern ist, den christlichen Glauben als eine Wahrheit unter anderen anzusehen, so ist doch an dem universalen Anspruch Jesu festzuhalten.

c) Kein anderes Evangelium (vgl. Gal. 1,8). Paulus kann sehr weitherzig sein, wenn es um den Verkündigungsstil von einzelnen Predigern geht. Sehr entschieden ist er jedoch, wo es um die Wahrheit des Evangeliums geht. Das Evangelium darf nicht

durch Gesetzlichkeit verändert werden. Gesetzlichkeit aber gibt es sowohl in frommem wie auch in liberalem Gewande. Wo das Evangelium zur gesetzlichen Last oder zum politischen Auftrag mutiert wird, muss ein Veto gesprochen werden.

Der Streit um die Wahrheit in der Kirche berührt immer die Heilsfrage. Hierbei kann es keine Toleranz geben.

Brüderliche Liebe ist mehr als Toleranz

Die Sendschreiben der Johannesoffenbarung zeigen eindrücklich, wie individuell der Herr die Gemeinden ermahnt. Mit scharfem Blick erkennt er die unter der Oberfläche liegende Not der Gemeinden. Ersieht ihre Halbheit, Lauheit oder auch ihre Anfechtung. Auf dem Hintergrund seiner klaren Diagnose, weist er die Gemeinden zurecht, gibt Rat oder ruft sie zur Buße. Jesus ist es also nicht gleichgültig, wie sich die Gemeinden entwickeln und ob sie im Glauben bleiben. Toleranz wäre an dieser Stelle grundverkehrt. Geht es um den Fortbestand der Gemeinde, meldet sich der Herr ermahrend zu Wort.

Im Kontext unserer Kirchengemeinden wird Ermahnen häufig mit Besserwisserei oder mit falschem sich Einmischen verwechselt. Die Folge ist, dass die Ermahnung ausfällt. Man scheut sich, diesen wichtigen seelsorgerlichen Dienst aneinander zu üben.

Wo sie jedoch stattfindet, trägt die Ermahnung dazu bei, dass in der Gemeinde ein offeneres und ehrlicheres Klima herrscht. Man redet nicht mehr hinter dem Rücken anderer übereinander, sondern geht aufeinander zu und spricht miteinander. Man frisst seinen Groll oder seine Enttäuschung nicht in sich hinein, sondern sucht einander auf und bespricht die Probleme, die anstehen. Man verurteilt einander nicht zu Unrecht, sondern fragt nach und geht den Dingen auf den Grund.

Ermahnen kann sehr unterschiedlich geschehen. Manche muss man etwas grober anpacken. Bei anderen braucht es sehr viel Feingefühl. In jedem Fall aber bedeutet die Ermahnung, dass man sich nicht gleichgültig ist. Um der Liebe willen geht man aufeinander zu. Die Erfahrung ist in aller Regel, dass durch solch ehrliche Kommunikation die Gemeinschaft nicht gestört, sondern im Gegenteil gestärkt wird. Die Gemeinde wird erbaut, wo man auf Ermahnung nicht verzichtet und damit in falschem Sinne tolerant ist. Die brüderliche Liebe geht über die Toleranz hinaus. Die Liebe baut auf.

¹ Luther an Georg Buchholzer 1539, WA Br 8, 62f; Nr3421.

This document was created with Win2PDF available at <http://www.daneprairie.com>.
The unregistered version of Win2PDF is for evaluation or non-commercial use only.